

Beiträge zur Rotkreuzgeschichte 8



Stefan Schomann, Volkmar Schön,
Hans-Christian Bresgott (Hg.)

„Die große Rotkreuzwelt“

Erinnerungen aus dem Hamburger Roten Kreuz



AVM.edition

Beiträge zur Rotkreuzgeschichte 8

Herausgegeben im Auftrag des
Deutschen Roten Kreuzes e. V. und der
Stiftung Rotkreuz-Museum im Land Brandenburg
von Petra Liebner, Rainer Schlösser,
Volkmar Schön und Harald-Albert Swik

Stefan Schomann, Volkmar Schön,
Hans-Christian Bresgott (Hg.)

„Die große Rotkreuzwelt“

Erinnerungen aus dem Hamburger Roten Kreuz



AVM.edition

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

AVM - Akademische Verlagsgemeinschaft München 2023
© Thomas Martin Verlagsgesellschaft, München

Umschlagabbildung: Kinderkrankenschwestern bei der Arbeit © Wolfgang Michaelis/DRK

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urhebergesetzes ohne schriftliche Zustimmung des Verlages ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Nachdruck, auch auszugsweise, Reproduktion, Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung sowie Digitalisierung oder Einspeicherung und Verarbeitung auf Tonträgern und in elektronischen Systemen aller Art.

Alle Informationen in diesem Buch wurden mit größter Sorgfalt erarbeitet und geprüft. Weder Herausgeber*innen, Autor*innen noch Verlag können jedoch für Schäden haftbar gemacht werden, die in Zusammenhang mit der Verwendung dieses Buches stehen.

Printed in Germany

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem und alterungsbeständigem Papier (ISO 9706)

ISBN (Print) 978-3-95477-156-1
e-ISBN (ePDF) 978-3-96091-607-9

AVM - Akademische Verlagsgemeinschaft München
Schwanthalerstr. 81
D-80336 München
www.avm-verlag.de

Inhalt

<i>Michael Labe und Marion Harnisch</i>	
Grußwort	7
<i>Stefan Schomann</i>	
Erinnern und Erzählen	11
Zeitzeugen erzählen	15
<i>Ralf Bloß • Doris Brockmann • Harmut Duwensee • Helga George • Wolfgang George • Werner Hasberg • Ernst Heise-Luis • Hans-Lüder Hilken • Olaf Jantzen • Georg Kamp • Uwe Kasfner • Helmut Kerber • Sabine Köhler • Harald Krebs • Peter Kröger • Dieter Lempelius • Franzis Meier • Rolf Meier • Ute Naujokat • Peter Niphut • Ursula Pinkepank • Anke Rathig • Wolfgang Reitsch • Hartmut Felix Reske • Helmut Rickenberg • Volkmar Schön • Egon Theel • Karin und Adolf Tippach • Stephan Wulff • Theo Ziesing</i>	
<i>Volkmar Schön und Petra Liebner</i>	
Anmerkungen zum Zeitzeugenprojekt	417
<i>Marleen Maxton</i>	
Ein Jahr voller Geschichten	425
Anhang	
Autoren und Herausgeber	429
Bildnachweis	430

„Nur wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft.“

Wilhelm von Humboldt

Liebe Leserin, lieber Leser,

Humboldts berühmtes Zitat stand quasi Pate für unser Oral-History-Projekt im Hamburger Roten Kreuz und in der DRK-Schwesternschaft Hamburg. Der englische Begriff aus den Geschichtswissenschaften lässt sich am besten mit „mündliche Geschichte“ übersetzen. Es ist eine anerkannte Methode, Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen, ohne dass im Rahmen der zugrunde liegenden Interviews steuernd eingegriffen wird. Gegenstand der Gespräche ist die erlebte Rotkreuzgeschichte von Ehren- und Hauptamtlichen in Hamburg und darüber hinaus. Sie stehen damit in einer großen Tradition: „Ich werde auf diesen Seiten nur meine persönlichen Eindrücke wiedergeben. Man darf hier weder genaue Einzelheiten noch strategische Aufschlüsse erwarten; die muß man in anderen Büchern suchen.“¹ So beschrieb Henry Dunant seine Vorgehensweise am Anfang seines bahnbrechenden Buches „Eine Erinnerung an Solferino“. Ohne diese „Erinnerungen“ hätte es die weltumspannende Rotkreuz- und Rothalbmondbewegung wahrscheinlich nie gegeben.

Basis und Motor dieser Bewegung sind die im Roten Kreuz engagierten Menschen. Sie alle haben ihren eigenen Blick auf unsere Organisation. Würde man jedoch eine Wortfeldanalyse betreiben, fänden sich interessante Parallelen in vielen der Interviews. Es geht darum, gemein-

¹ Dunant, J. Henry, Eine Erinnerung an Solferino, herausgegeben vom Schweizerischen Roten Kreuz, 4. Auflage, Zürich 1961, S. 12

sam etwas zu tun. Einige der immer wieder auftauchenden Schlüsselbegriffe lauten: Zusammenhalt, Zusammenarbeit, Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit. Aber nicht im Sinne eines Selbstzwecks, sondern im Kontext der Grundsätze der Internationalen Rotkreuz- und Rothalbmondbewegung. Es geht um die „Hilfe für Menschen, nach dem Maß ihrer Not“, wie es so schön im Grundsatz der „Unparteilichkeit“ heißt. Diesem Auftrag fühlen und fühlten sich alle Interviewten verpflichtet. Und noch ein weiterer Gedanke spielt innerhalb der Beiträge eine große Rolle: Das Rote Kreuz wird nicht nur als Verein oder Arbeitgeber wahrgenommen, sondern als eine Gemeinschaft, deren Zweck zwar die Hilfe für den Nächsten ist, auf die man sich aber wie in einer Familie immer verlassen kann.

Der Grundsatz der „Universalität“ spielt in vielen Beiträgen ebenfalls eine große Rolle. Hamburg, „das Tor zur Welt“, war für einige der Zeitzeugen Ausgangspunkt für vielerlei Hilfseinsätze und Begegnungen im Ausland. Sie beschreiben in ihren Beiträgen, wie international diese „Familie“ ist, und wie sie dort geholfen und unterstützt haben. Damit treffen sie den Kern des Grundsatzes, von dem Jean Pictet, der große Kommentator der Grundsätze, so treffend schreibt: „Ein Kennzeichen seiner Originalität und vielleicht auch seines Verdienstes ist die Tatsache, daß es dem Roten Kreuz in seiner eigenen Sphäre gelungen ist, dieser Universalität, die in unserer Welt so oft herbeigesehnt und so wenig verwirklicht wird, im praktischen Leben Gestalt zu geben.“²

Die Beiträge dieses Bandes werfen ein Schlaglicht auf die mehr als hundertfünfzigjährige Arbeit des Hamburger Roten Kreuzes im In- und Ausland. Getreu dem Grundsatz der „Unparteilichkeit“ kommen dabei sowohl Hamburgerinnen und Hamburger als auch Quiddje zu Wort.

Unser Dank gilt insbesondere unserem Konventionsbeauftragten, Herrn Dr. Volkmar Schön, der das Zeitzeugenprojekt in Hamburg initiierte und intensiv begleitete. Diese Interviews und viele andere darüber hinaus, führten Marleen Maxton und Anton Freitäger, zwei sehr

² Pictet, Jean, Die Grundsätze des Roten Kreuzes. Kommentar. Genf und Bonn, 1990, S. 90

engagierte junge Menschen, die beim DRK Landesverband Hamburg e. V. ihr Freiwilliges Soziales Jahr ableisteten. Die Sisyphusarbeit, das gesprochene Wort lesbar zu machen, ohne die Authentizität der Beiträge zu schmälern, oblag Stefan Schomann, dem an dieser Stelle auch recht herzlich gedankt sei.

Getreu einem Satz von Goethe, „es ist ein großer Unterschied, ob ich lese zum Genuss und Belebung oder zur Erkenntnis und Belehrung“, wünschen wir Ihnen eine angenehme Lektüre, denn die Beiträge vereinen unterschiedslos alle Kategorien, die der große Dichter anführte.

Dr. Michael Labe

Präsident DRK Landesverband
Hamburg e. V.

Marion Harnisch

Oberin der DRK-
Schwesternschaft Hamburg

Vizepräsidentin DRK
Landesverband Hamburg e. V.

Stefan Schomann

Erinnern und Erzählen

Erinnerungen rufen vergangene Ereignisse wach. Doch sie können auch weit in die Zukunft hineinwirken. Die Geschichte des Roten Kreuzes bietet selbst ein spektakuläres Beispiel dafür. Sie beginnt mit einem Zeitzeugenbericht, mit Henry Dunants *Erinnerung an Solferino*. In dieser autobiographischen Schrift, die der Genfer Geschäftsmann 1862, drei Jahre nach der großen Schlacht südlich des Gardasees, herausbringt, beschreibt er seine Erlebnisse als Nothelfer in den Tagen und Wochen nach der Schlacht. Diese erschütternde Schilderung beeindruckt die Zeitgenossen so sehr, dass schließlich eine weltumspannende Bewegung in Gang kommt. Noch heute wird das Rote Kreuz von der Energie dieses Urknalls angetrieben.

Was aber, wenn Henry Dunant seine Erlebnisse nicht aufgezeichnet hätte? Wenn er es bei episodischen Erwähnungen in Gesprächen und Briefen hätte bewenden lassen? Vermutlich wären all diese Schicksale dem Vergessen anheimgefallen, und das Rote Kreuz wäre zumindest zur damaligen Zeit so nicht entstanden.

Das Zeitzeugenprojekt des DRK (siehe Seite 417) sammelt die Lebenserinnerungen hunderter Rotkreuzlerinnen und Rotkreuzler aus dem gesamten Bundesgebiet, um sie vor dem Vergessen zu bewahren. Es handelt sich um ein noch andauerndes, großangelegtes Unterfangen, das sowohl von seinem Umfang wie von seiner professionellen Durchführung her ohne Beispiel sein dürfte, und das über die Sphäre des Roten Kreuzes hinaus zeitgeschichtliche Bedeutung besitzt. Die ostdeutschen Landesverbände machten den Anfang. Diesen Impuls nahmen die west-

deutschen Landesverbände dann auf und begannen ihrerseits systematisch Gespräche mit Zeitzeugen aufzuzeichnen. Die Aktivierung dieses Erfahrungsschatzes ist noch immer im Gange; mit den Ergebnissen aus dem Landesverband Hamburg legen wir nun den zweiten Band unserer Reihe vor.

Als Herausgeber waren wir bestrebt, die verschiedenen Arbeitsfelder des Roten Kreuzes exemplarisch abzubilden. Die Auswahl sollte eine interessante Mischung bieten zwischen Männern und Frauen, Ehren- und Hauptamtlichen, Basis und Führung, und auch zwischen Alten und Jungen. Zwar zählen Zeitzeugen naturgemäß zu den älteren Semestern, doch zu jenen aufregenden Zeiten, von denen sie hier erzählen, waren sie oft noch sehr jung. Bewusst wurde für dieses Projekt die Form der mündlichen Überlieferung gewählt. Sie stellt die bei weitem älteste und universellste Gattung des Erzählens dar. Die großen Epen der Völker wurden über viele Generationen auswendig weitergegeben und erst viel später schriftlich fixiert. Dem mündlichen Bericht wohnt eine Kraft und Unmittelbarkeit inne, die keine noch so raffinierte schriftliche Form einzuholen vermag.

Alle Gespräche im Rahmen des Projektes wurden aufgezeichnet und als Audio- oder Videomitschnitt archiviert. Um jedoch aus diesem Rohmaterial ein Buch zu machen, mussten wir es dann doch in eine schriftliche Form überführen. Der erste Schritt dazu war eine sorgfältige Transkription der Interviews. Sie hält deren genauen Wortlaut fest, mit allen Sprüngen, Unsicherheiten und Redundanzen. In dieser Form jedoch sind sie für die Lektüre nicht geeignet. Fast niemand spricht schließlich druckreif, das wäre für die Alltagskommunikation auch gar nicht wünschenswert. Umgekehrt aber erwarten wir von einem geschriebenen Text ein höheres Maß an Ordnung und Zusammenhang als von einem freien Gespräch. Dazu musste das Ausgangsmaterial entsprechend bearbeitet werden. Das Ergebnis stellt eine Legierung dar, die im Idealfall die Vorzüge beider Formen in sich vereint. Wenn jemand es dann ganz genau wissen möchte, können die Gespräche des Zeitzeugenprojektes auch

noch in der wörtlichen Transkription oder im Mitschnitt eingesehen beziehungsweise angehört werden.

Bei der Bearbeitung, die überwiegend meine Aufgabe war, habe ich mich bemüht, zugleich Anwalt der jeweiligen Gesprächspartnerinnen und -partner wie auch Anwalt der Leserinnen und Leser zu sein. Erhebliche Kürzungen waren unumgänglich. So manche dahingesagte Passage musste in eine schlüssige chronologische Abfolge und einen stärkeren thematischen Zusammenhang gebracht werden. Gleichwohl habe ich versucht, die Lebendigkeit und den Charme der mündlichen Rede beizubehalten, habe also nicht alles konsequent ins Schriftdeutsch übertragen. Aber doch so weit, dass die Sätze grammatikalisch richtig und vollständig sind und der Gedankengang klar wird. Denn die Interviewpartner sollen ja nicht bloßgestellt werden, sollen es nicht büßen müssen, frei von der Leber weg gesprochen zu haben. Unbeholfene Formulierungen wurden entsprechend geglättet, gelegentlich auch mal eine Erläuterung eingefügt, wenn ein Begriff oder ein Bezug nicht ganz eindeutig waren. Aber ich habe praktisch alles mit dem originalen Material bestritten und brauchte nur an ganz wenigen Stellen einmal einen Halbsatz zu ergänzen oder eine Überleitung selbst zu formulieren.

Ansonsten folgte die Bearbeitung editorischen Routinen: Wiederholungen vermeiden, Zeitenfolge beachten, Ort- und Personennamen überprüfen, auch mal eine offenkundige Verwechslung beheben. Außerdem habe ich zahlreiche Füllwörter gestrichen – jedes zweite „ganz“ oder „sehr“ wurden eliminiert, auch jedes dritte „dann“, jedes vierte „auch“ und jedes fünfte „und“. Sonst wäre dieses farbenfrohe Lesebuch zur Geschichte des Hamburger Roten Kreuzes glatt doppelt so lang geworden.

Es konnte nur im Zusammenspiel vieler engagierter Beteiligten entstehen: von den Zeitzeugen und ihren Gesprächspartnern über das Transkriptionsbüro bis hin zum Bearbeiter der Texte, und von den Autoren über die Fotografen bis zum Bildarchiv. Der Verlag hat diese beträchtlichen Mengen an Text schließlich in eine stimmige, ansprechende Form gebracht. Ihnen allen gebührt unser Dank.

Unsere vorrangigen Ziele als Herausgeber waren eine gute Lesbarkeit und Lebendigkeit aller Geschichten. Auch eine gewisse Kurzweiligkeit, sie sollten den Charakter einer echten Erzählung haben. Als deren Hauptmerkmale hat Hannah Arendt einmal „Eindringlichkeit und Sinnfülle“ benannt. Viele der hier vorgestellten Geschichten besitzen diese besondere Qualität. Gute Interviews sind assistierte Monologe, eine Art erweiterter Selbstauskunft. Doch die hier versammelten Gespräche dienen, wenn überhaupt, nur am Rande der Selbstdarstellung, sondern gelten vorrangig der Sache. Jedes einzelne von ihnen leistet einen Beitrag zur Geschichtsschreibung des Roten Kreuzes.

ZEITZEUGEN ERZÄHLEN



Ralf Bloß

„Die große Rotkreuzwelt“

Ich bin 1963 in Pühlheim in Franken geboren; die nächstgrößere Stadt ist Altdorf. Wir hatten eine Gastwirtschaft mit Metzgerei, weshalb ich Metzger gelernt habe. Als mein Vater starb, da war ich achtzehn und schon im Roten Kreuz. An jenem Samstag war ich tagsüber im Rettungsdienst mitgefahren. In der Nacht erlitt mein Vater einen Herzinfarkt. Aus heutiger Sicht war es gar nicht möglich, ihn zu retten, weil der Rettungswagen mit dem Team, das uns von der Tagschicht abgelöst hatte, bis in unser Dorf zwanzig Minuten brauchte. Meine Mutter hatte mich nicht geweckt, und so habe ich den Infarkt meines Vaters erst mitbekommen, als die mit Tatütata vorfuhr. Ich habe dann versucht, ihn zu reanimieren, doch nach zwanzig Minuten war da nichts mehr zu machen.

Meine Mutter konnte die Gastwirtschaft nicht alleine betreiben, auch wegen der Schulden. Ich musste mich nach einem Beruf umschaun und habe eine Ausbildung bei einer Bank gemacht. Mit achtzehn hätte ich zum Militär eingezogen werden müssen. Zu dieser Zeit konnte man den Kriegsdienst nicht einfach verweigern, sondern es gab die sogenannte Gewissensprüfung, das war wie eine richtige Gerichtsverhandlung. Ich habe meinen Zivildienst dann beim Roten Kreuz im Rettungsdienst geleistet und dabei die entsprechende Ausbildung mitgemacht. Die hat mir so gut gefallen, dass ich den Bankerberuf gar nicht angefangen habe.

Neben den Pfadfindern gab es im Dorf die evangelische und katholische Jugend, die Sportvereine und das Jugendrotkreuz. Da wollte, ja musste man rein, weil die anderen drin waren. Für die Gruppenabende hat dann eine Mutter vier, fünf Kinder eingesammelt und nach Alt-

dorf gefahren. Wir bekamen schicke Hemden, hatten unsere Dienste und den Traum vom Blaulicht. Wir sind auch von den Großen zu den Sanitätsdiensten mitgenommen worden, in Bayern ist das Jugendrotkreuz etwas näher an den Bereitschaften dran. Das probieren wir jetzt in Altona wieder, den Jugendlichen die Tür in die große Rotkreuzwelt zu öffnen.

In Pühlheim gab es die Feuerwehr, die Gaststätte und sonst nichts. Gleichzeitig haben die aber ein irres Dorffest hochgezogen. In den Kleinstädten ist jede Sportveranstaltung, jede Kirchweih ausschließlich vom Roten Kreuz betreut worden. Das hatte damals ein noch besseres Ansehen als heute. Das Jugendrotkreuz war meine beste Zeit im Roten Kreuz überhaupt. In Mazedonien hatten wir eine Partnervereinigung, auch in Irland war ich mit. Ich war zunächst Gruppenleiter für Altdorf, dann Kreisjugendleiter. In dieser kleinen Stadt hatten wir ein Jugendrotkreuz mit hundertsechzig Mitgliedern! Es gab Zeltlager bis zum Gehtnichtmehr. Wir haben ein Hemd gehabt und ein blaues Halstuch mit einem Lederknoten, wie die Pfadfinder oder in der DDR die Jungen Pioniere. Das höchste der Gefühle war dann der Anorak, den ich als Leitungskraft hatte.

Im Kolonnenhaus hatten wir einen eigenen Raum und ein Depot, wir waren ja auch mindestens so groß wie die Kolonne selbst. In Altdorf gab es ein sogenanntes Wichern-Haus, ein Heim für körperbehinderte Kinder. Dort hatten wir Gruppen, und in jeder war ein körperbehindertes Kind mit drin, hauptsächlich Contergan. Wir sind auch zusammen zum Christkindlmarkt nach Nürnberg gefahren und solche Dinge.

Es gibt im Bayerischen Roten Kreuz richtige Orden, auch im Jugendrotkreuz. Da wurde man dann in die Staatskanzlei eingeladen und hat die angeheftet bekommen. Einmal im Jahr fand in München ein Rotkreuzball statt, ähnlich wie in Monaco. Wir hatten gar keinen Bock, dort hinzugehen, aber einmal hat es mich erwischt. Vorsitzende des Jugendrotkreuzes war die damalige Justizministerin Mathilde Berghofer-Weichner. Wir saßen wie die Hühner in einer Reihe, alle in Uniform, bis einer kam und sagte: Jetzt bist du dran. Zuvor hatten wir noch probiert zu sagen, ich kann nicht tanzen. Daraufhin bekamen wir auf Kosten des



Teambildung und Naturerlebnis: Blick auf ein Zeltlager des Jugendrotkreuzes in Karlsminde an der Ostsee im Jahr 1961

Freistaates einen Crashkurs, und zwar nur Walzer. Ralf Bloß, Du bist dran. Da habe ich dann mit der Ministerin geschwoft, und sie hat sich, glaube ich, gefreut.

Als ich neunzehn war, hatten wir das erste Notarztfahrzeug. Da habe ich gerade in der Bank gelernt, und es war selbstverständlich, dass ich das Auto vor der Tür parken konnte. Wenn mein Pieper losging, bin ich im Anzug in einen Overall gesprungen und habe dann dieses Fahrzeug besetzt, um einen Arzt zu holen und den Einsatz zu fahren. Danach bin ich zurück in die Bank, habe den Overall ausgezogen und war wieder am Schreibtisch.

Die Zeltlager waren vergleichbar mit denen der Pfadfinder. Mit fünfzehn bis du hauptsächlich hingefahren, um gemeinsam mit dem anderen Geschlecht irgendwas zu machen. Und das meine ich positiv. Entsprechend war in den Lehrgängen auch Thema, wie man verhütet. Der Kreisverband Nürnberg war flächenmäßig der größte in Bayern; im ganzen Landkreis dürften um die siebenhundert Kinder und Jugendliche im Jugendrotkreuz gewesen sein. Es war so stark, dass wir im Landesverband

einen hauptamtlichen Referenten mit über zwanzig Mitarbeitern hatten. Ich war dann Delegierter im Bezirksausschuss. Die Hauptaufgabe bestand darin, die Meute zu zähmen, alle Interessen unter ein Dach zu bringen, von der Ausbildung bis über die Finanzierung.

Meist ist man mit einer Doppelmitgliedschaft in die Kolonne übergetreten. Denn das Jugendrotkreuz ist in Bayern ein selbständiger Verband, ähnlich wie die Bergwacht. Bis achtzehn konnte man als sogenannter dritter Mann am Fahrzeug Rettungsdienst fahren, ab achtzehn als zweiter Mann, musste dann aber in die Kolonne eintreten. Ich bin schon mit fünfzehn mitgefahren. Tagsüber ist es hauptamtlich besetzt worden, danach ehrenamtlich, ebenso Freitag ab achtzehn Uhr, da ist man die Zwölf-Stunden-Schichten mitgefahren. Von den drei Schichten konnte man oft zwei in der Rettungsstelle durchschlafen, da ist kaum was passiert. Wenn dann Notfälle waren, ist man automatisch wach geworden, weil dieses Telefonrelais über die Wache gelaufen ist und man das Klacken im Telefonkasten gehört hat. Nachdem der Notruf angenommen worden ist, hat das Diensttelefon geklingelt, und dann hieß es: Fahren Sie nach Hagenhausen, wahrscheinlich ein Kreislaufstillstand.

Das Arztverständnis war damals noch das vom Halbrott in Weiß, da hat es auch Stress gegeben. Einmal wurden wir zu einer Frau gerufen, bei der vorher ein Notarzt gewesen war. Die haben wir so nicht fahren können, die wäre gestorben. Wir trauten uns, über die Leitstelle erneut einen Arzt zu rufen. Der vorige hat sich dann über Funk gemeldet, was uns einfällt, in seine Kompetenz einzugreifen. Unterdessen ist der zweite gekommen, hat die richtig behandelt und hat auch die Braue hochgezogen. Wir konnten die Frau noch lebend ins Krankenhaus bringen, dort ist sie dann verstorben. Wir hatten auch Ärzte, meist Kolonnenärzte, die hervorragend mitgemacht haben. Aber die vielleicht dreißig Prozent von ansässigen Hausärzten, die haben die Verpflichtung zum Rettungsdienst nur als Last empfunden, und so sind sie damit auch umgegangen.

Ich habe dann die Ausbildung zum Rettungssanitäter gemacht. Die sah anders aus als heute, sehr umfangreich. Ich habe noch Wunden nähen gelernt, an Schweinehälften. Wir haben geübt, wie ein Magen

ausgepumpt wird, also ein kleines Klinikpraktikum gehabt. Bei der Abschlussprüfung konnte man auch wirklich durchfallen. Unser Kolonnenführer, der Dietmar Recknagel, ist heute noch eine Institution, der hat das Lehrbuch zur Sanitätsausbildung geschrieben. Bei meiner ersten Prüfung hat er mich reanimieren lassen. Damals musste man zwischendurch den Puls prüfen, und das habe ich vergessen. Er hat mich über zwanzig Minuten reanimieren lassen. Dann sagte er: „Ralf, du bist durchgefallen. Nach fünf Minuten hättest du den Puls kontrollieren müssen. Ich habe gehofft, dass dir das irgendwann noch einfällt.“

Man konnte in jedem Dorf einen Kurs anbieten. Da hat zum Beispiel der Ortsvorsteher von Eismannsberg seinen Kumpel im Wirtshaus angesprochen: Toni, du bist doch beim Roten Kreuz – wir könnten mal wieder einen Erste-Hilfe-Kurs gebrauchen. Dann hat man das Auto vollgestopft, ist nach Eismannsberg gefahren und hat acht Stunden den Kurs gehalten. Ausbilder waren immer knapp, dementsprechend hat man mich mit sechzehn schon zu einem Ausbilderkurs hingeschickt, und



Sanitätshelfer retten Verletzte im Rahmen einer Übung im Jahr 1960

ab siebzehn dann zu einer Sanitätsausbildung für Ausbilder. Danach bin ich Instruktor geworden, in Hamburg nennt man das Multiplikator. Das ist ein Ausbilder, der die Ausbilder kontrolliert, dass die keinen Mist machen. Ich habe auch viel RUD 1 und 2 gemacht, realistische Unfalldarstellung nach Claudia Kalina. Das war die Zeit des Kalten Krieges, da sind Großübungen abgehalten worden, bei denen das Jugendrotkreuz hunderte von Leuten durch eine Schminkstraße geschleust hat. Es wurde auch der Verteidigungsfall geübt. Heutzutage gar nicht mehr vorstellbar; daran merke ich, wie alt ich bin. Im Katastrophenschutz gab es sogenannte Züge – Sanitätszüge, Betreuungszüge, Betreuungsleitzüge –, die hat der Bund finanziert und dann für solche Übungen auflaufen lassen. Ganze Schulklassen wurden mit Bussen hingefahren, um als Mimen daran teilzunehmen.

Hauptamtlich im Rettungsdienst hat man auch damals nicht viel verdient. Die einzige Möglichkeit, ein bisschen aufzusteigen, war, auf dem Hubschrauber zu fliegen. Dafür musste man aber die Hälfte der Zeit in diesen neu gegründeten Rettungsleitstellen sitzen. Die zur damaligen Zeit fast ausschließlich mit ehemaligen Rettungssanitätern besetzt waren, die durch die Arbeit körperlich kaputt waren. Es hat keine Fahrtragen gegeben, die hatten alle den Rücken kaputt. Die hat man in die Leitstelle gesteckt, und so war dann da auch die Stimmung.

Ich bin zwei Jahre auf dem SAR-74 geflogen, „Search and Rescue“, eine Bundeswehrmaschine. So eine gab es auch in Hamburg mal, da ist auch eine Fernsehserie drüber gedreht worden. Und genauso cool haben wir ausgeschaut: orangefarbene Overalls, dazu Fliegerlederjacken und Spiegelbrille. Die Maschine war für diesen großen Landkreis zuständig, wir sind von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang durchgeflogen. Stressig, aber auch reichlich Adrenalin. Beim Hubschrauber hast du vom Unfallgeschehen her immer das Schlimmste. Der kommt grundsätzlich für alles, was mit Kindern zu tun hat. Das war auch der Grund, warum ich dann aufgehört habe, das war die Zeit, wo unser Fabian geboren wurde. Wenn man selber ein Kind hat, kommt das näher an einen ran. Selbst das Bodenpersonal war manchmal überfordert. Ich war aber auch bei Ein-

sätzen mit Schusswaffengebrauch dabei. Die Frau des Managers von *Foto Quelle* sollte entführt werden, dabei ist es zu einer Schießerei gekommen, die tödlich geendet hat. Da habe ich allerdings die normale Rettung mit besetzt.

Als unser Fabian kam, bin ich schließlich doch in den Bankerberuf eingestiegen und habe bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in München angefangen. Danach war ich sieben Jahre lang in Leipzig, um eine Bank aufzubauen, und bin dort wieder dem Roten Kreuz beigetreten. Dort habe ich auch meine zweite Frau kennengelernt, die ist auch mit drin im Roten Kreuz. Als ich gleich nach der Wende kam, habe ich Ausbildung für Rettungssanitäter gemacht, und für Bereitschaftsführungskräfte dazu. Die haben natürlich mitbekommen, dass ich Banker war, und so bin ich dann gefragt worden, ob ich den Schatzmeister mache. Damals hatte das DRK Sachsen finanzielle Probleme. Unser ehemaliger Landesgeschäftsführer vom DKR Hamburg war als Präsident rübergegangen nach Sachsen. Er hat da, mal vorsichtig ausgedrückt, zusammen mit dem damaligen Landesgeschäftsführer finanziell kein glückliches Händchen gehabt. Der ist einmal in der Woche auf Kosten des Roten Kreuzes von Hamburg nach Dresden geflogen. Der Landesverband war finanziell am Ende, was den beiden angelastet wurde, und ich war dann in diesem Komitee mit drin, um den Verband wieder zu sanieren. Man hat auch probiert, das Ganze zivilrechtlich aufzuarbeiten. Ob es auch strafrechtliche Folgen hatte, das weiß ich nicht mehr; unsere Aufgabe war es, das Finanzielle zu sichten und glattzuziehen.

Das Rote Kreuz lag auch in Leipzig am Boden. Die Mitglieder waren oft in den Betrieben organisiert gewesen und nicht wegen der Rotkreuzideen dabei, sondern weil es dann ab und zu einen freien Tag oder eine Medaille gab. Doch nachdem das Ganze wegbrach, war auch die Motivation weg, und es blieben nur wenige. Bei uns waren es etwa vierzig Leute vom gesamten Kreisverband. Material war bis zum Abwinken vorhanden; das Rote Kreuz war ja quasi staatlich gewesen. Aber vieles war auf dem Stand der fünfziger Jahre. Mit den ersten Rettungswagen aus dem Westen haben wir dann einen Rettungsdienst aufgebaut. Die

Rettungswache haben wir containerweise entrümpelt und dabei teilweise auch nagelneues Material weggeschmissen. Hunderte Sanitätskästen aus den Betrieben, nie aufgemacht. Was sollte man damit? Tonnenweise Schminkkästen, sogar Taucherdruckkammern. Das war nicht mehr zeitgemäß, und das Lager war nicht mehr verfügbar.

Während der Aufbauphase wäre der Rettungsdienst beinahe pleite gegangen und damit vielleicht auch der Kreisverband. Die waren ja alle im Tarifsysteem drin. Dann ist der Tarif erhöht worden, das konnten wir finanziell nicht stemmen. Mit schwersten Möglichkeiten, mit Kreditaufnahmen und so, haben wir es dann hinbekommen.

Das Stadion in Leipzig haben wir vom Roten Kreuz aus betreut. Die Rolling Stones, Michael Jackson, ZZ Top, alle waren sie da. Das war auch eine Möglichkeit, junge Leute zu gewinnen, und das ist uns ganz gut gelungen. Den Nachwuchs stellen ja fast ausschließlich Jugendliche, auch heute noch. Ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal ein neues Rotkreuzmitglied mittleren Alters gesehen habe. Die stehen nicht morgens unter der Dusche und sagen, hey, was für ein schöner Tag, heute trete ich dem Roten Kreuz bei.

Während dieser Aufbauphase habe ich mich als Wessi willkommen gefühlt. Nach den sieben Jahren, in denen wir zwischen Leipzig und Halle gewohnt haben, hat sich das ein bisschen verändert, wo dann auch meine Frau gesagt hat, was ist denn jetzt hier los. Da waren wir auf einmal die blöden Wessis. Wir wurden im Supermarkt angesprochen, du hast ja drei Karten hier drinnen, ich wäre froh, wenn ich eine hätte. Also eine komische Art, die ist ja bis heute vorhanden. Im Roten Kreuz selbst habe ich das allerdings nie verspürt, bis auf ein paar Anfangseindrücke.

Wie haben nach wie vor gute Verbindungen nach Leipzig, Dietmar Lippold ist da der Kreisgeschäftsführer. Ich bin noch Richter im Schiedsgericht des Landesverbandes Sachsen. Wenn es um Verfehlungen geht, kann das jeder anrufen. Bei den letzten Verfahren ging es fast ausschließlich um Ausbilder, die mit dem Rotkreuz-Lehrschein am privaten Markt in die eigene Tasche gearbeitet haben und rausgeschmissen werden sollten. Dagegen haben sie dann das Schiedsgericht angerufen.

Ich habe schließlich die Netbank gegründet, Europas erste Internet-Bank. Die habe ich achtzehn Jahre lang geführt. Das war der Grund, warum ich von Leipzig nach Hamburg gewechselt bin. Dort bin in gleich ins Rote Kreuz rein. Mein Kreisverband war Altona, Kreisbereitschaftsführer war der Kamerad Flindt. Dort hat man gesehen, dass ich auch Führungskräfte ausbilde, Führen im Einsatz nannte sich das. Irgendjemand vom Landesverband rief mich an: Wie schaut es denn mit so einer Führungskräfteausbildung aus? Sie dürfen das ja, wir haben nichts in Hamburg. Dann haben wir einen Pilotlehrgang aufgezogen, wo Dr. Kamp Referent war und andere mit, etwa Harald Krüger. Daraus habe ich dann die Landeslehrgruppe gegründet.

Als Notfallsanitäter bekommt man heutzutage während der Ausbildung Geld, sonst findet man keinen mehr. In Bayern haben selbst wir Ausbilder kein Geld bekommen. Und da habe ich am Anfang einen Fehler gemacht, dass ich das in Altona abgelehnt habe. Das war ein Tabubruch, den ich heute bereue. Denn die Ausbilder haben das teilweise aus Lohn- und Brotgründen gemacht. Das muss man auch akzeptieren; da kann ein Alien viel kaputt machen, der sagt, er nimmt kein Geld dafür. Wenn ich im Rettungsdienst gefahren bin, habe ich das Geld immer zurücküberwiesen, beispielsweise ans Jugendrotkreuz.

Um 2002 war ich stellvertretender Kreisbereitschaftsleiter. Damals musste unsere Bereitschaft neu strukturiert werden. Bis dahin hatten wir Sanitätszüge nach dem alten Bundeskonzept, daraus wurden dann Einsetzungseinheiten, hinzu kamen die Gruppenfachdienste wie Sanitätsdienst und Betreuung, Kochen und Rettungshundestaffel. Ich habe einen Projektausschuss gegründet und das Konzept geschrieben, das haben wir dann umgesetzt. Gegen Widerstände zwar, aber die sind dafür da, dass man das halt trotzdem macht. Das hat auch zum Bruch geführt: Mit dem Kreisbereitschaftsleiter hat das nicht funktioniert, was zum Rücktritt aller drei Stellvertreter führte.

Ich bin auch Verbandsführer, das ist eine taktische Ausbildung. Bevor ich nach Starnberg runter ging, wurde die MTF eingeführt, die *Medical Task Force*. Das ist die Katastrophenschutzstruktur des Bundes; eine da-

von haben wir in Hamburg. Und da konnte ich diese Ausbildung wieder rauskramen, so hat mich der Landesverband als Verbandsführer der MTF berufen. Im Rahmen dieser Tätigkeit habe ich mit den anderen Hilfsorganisationen einen Patiententransportzug aufgestellt. Wenn wir einen Bombenalarm haben und ein Altenheim evakuiert werden muss, dann werden Teileinheiten dieser Task Force, Fahrzeuge etwa, rausgezogen, um der Stadt Hamburg zur Verfügung zu stehen. Dem Verbandsführer unterstehen dann etwa hundertfünfzig Menschen. Das geht nicht demokratisch, sondern hierarchisch. Ich kann bei einer Katastrophe nicht sagen, wer von euch schaut da mal rein? Die Führungskräfte erfassen die Lage, treffen Entscheidungen, erteilen Befehle, da kann nicht diskutiert werden. Das ist fast ein bisschen paramilitärisch. Alle im Katastrophenschutz sind so strukturiert, auch die Feuerwehr und das THW.

Ich bin jetzt Mitte fünfzig und fahre seit Jahrzehnten ehren- wie auch nebenamtlich als Rettungsassistent. Das sehen manche kritisch, weil sie sagen, dass die Professionalität so nicht aufrechterhalten werden kann. Wie jetzt das Notfallsanitätärgesetz rausgekommen ist, habe ich mir aber gedacht: Vielleicht packst du das. Die Durchfallquote bei den Ergänzungsprüfungen beträgt bis zu achtzig Prozent. Und ich als Ehrenamtlicher, da bin ich schon ein bisschen stolz drauf, ich bin durchgekommen.

Ich finde es allgemein schwer, ins Rote Kreuz reinzukommen. Wo ich jetzt nach Bayern gegangen bin, habe ich mich nach der nächsten Bereitschaft umgeguckt, dann ist mir gesagt worden, komm in die Salzbergstraße, aber da war keiner. Als ich es endlich gefunden hatte, schaute mich niemand an. Ich kriege irgendwie den Bereitschaftsleiter raus. Ja, wer bist denn du? Ich sage: Ich bin schon im Roten Kreuz. – Ja, kannst du denn was? – Ich bin schon das und das. – Na ja, dann kommst du nächsten Mittwoch zur Anwärterbetreuung. Also das ist schwierig. In Leipzig war es noch schwieriger. Da war alles im Umbruch, fast ein halbes Jahr lang ist es mir nicht gelungen, da einen Fuß reinzubekommen. Dann bin ich einfach mal frech rein in die Telefonzentrale und habe gesagt, jetzt geben sie mir irgendjemand. Das war dann der damalige Kreisgeschäftsführer Reinhard Bornemann, der war gleichzeitig Bereitschaftsleiter. Ein Wessi.

Er sagte: Ja, wir haben Versammlung da und da, ich soll mal meine Unterlagen mitbringen. Dann fahre ich dorthin – um Gottes willen, wo bist du da reingeraten? Das war eine Art Fabrikhalle, dunkel, verstaubt und hässlich. Dann ging es eine Metallleiter hoch, oben saßen gut zwanzig Leute und schauten mich giftig an, an meinem Dialekt merkt man ja, wo ich herkomme. Dann machte da einer den Dienstabend – oh Graus! Der hat aus einem Sanitätsbuch vorgelesen. Also da brauchst du schon Überwindung, dass du hier ins Rote Kreuz eintrittst. Ich bin dann nach nebenan gebeten worden, zur Frau vom Kameraden Bornemann. Das lief ein bisschen anders, sie meinte: Schön, dass du da bist. Sie sah die Unterlagen an und sagte: Mensch, dann kannst du ja gleich einen Ausbildungsabend halten.

Jede Bereitschaft in den drei Landesverbänden, die ich kenne, dachte, sie wäre etwas Besonderes. Nur unterm Strich ist das alles ein Rotes Kreuz. Wir sind ja Spiegelbild der Gesellschaft, und es gehört zu unserer Grundsatzaufgabe, jeden zu integrieren. Beim Fußballverein kann man sagen, du kannst nicht gescheit Fußball spielen, raus. Bei uns kann ich schlecht sagen, du passt nicht ins Rote Kreuz – jeder passt da rein. Wir sind die weltweit größte Hilfsorganisation. Manche vergessen, dass man darauf stolz sein kann. Und manche vergessen, was unsere Grundaufgabe ist. Das Jugendrotkreuz zum Beispiel ist ein wichtiger Teil von uns, wird aber von manchen total negiert. Sozialarbeit ist eine Grundsatzaufgabe, doch manche denken, Hauptsache ich kann Rettungswagen fahren. Aber das Rote Kreuz ist ein bisschen mehr.

Da ich als Banker gut mit Zahlen umgehen kann, hat mich Georg Kamp gefragt, ob ich im Finanzausschuss mitwirke. Der ist vom Landesverband gegründet worden, nachdem mehrere Kreisverbände Zahlungsschwierigkeiten hatten. Das habe ich zwei, drei Jahre gemacht, dann war bei der DRK-Landesstiftung die Stelle vakant. Da hat man mich angesprochen, ob ich die mit übernehme, auch aus dem Wissen heraus, dass ich schon in zwei Stiftungen Vorstandsvorsitzender bin.

Vielleicht noch zu den Motorrädern. Wie wir damals in Altdorf waren, wurde in Nürnberg die erste Rettungsmotorradstreife gegründet.



Die Motorradstaffel im Einsatz vor der Köhlbrandbrücke anlässlich eines Radrennens in den achtziger Jahren

Ich hatte zu der Zeit eine Yamaha XT-500, die, wenn es warm war, vor der Disco immer nicht angesprungen ist, gerade wenn mir die Mädels zugeschaut haben. Dann haben wir uns alle nach Nürnberg rein beworben und sind abgelehnt worden, weil wir keine Rettungssanitäter wären. Daraufhin habe ich den gemacht, habe mich wieder beworben, da wurde mir gesagt, man braucht mindestens eine Maschine mit achthundert Kubik. Also war es wieder nix. Ich ziehe nach München um und bewerbe mich dort bei der Motorradstaffel. Dann sagen die: Bei uns brauchen Sie den Rettungssanitäter. Habe ich. Und dann noch den Rettungsassistenten. Den habe ich auch. Und dann brauchen sie eine Maschine mit mindestens 800 Kubik. Ja, sage ich, die habe ich inzwischen auch. Und dann müssen Sie noch Kinder haben. Da war der Fabian noch nicht da, und so frage ich: Warum Kinder? Sagen die: Weil Väter vorsichtiger fahren. Also bin ich wieder abgelehnt worden.

Dann komme ich nach Leipzig. Da sitzen wir am Thekentisch, und einer von der Bereitschaft erzählt was von einem Motorrad. Ich sage: Ihr habt ein Rettungsmotorrad? Er: Ja, und wir suchen Leute. Da sage ich: Ich hätte Interesse dran. Darauf er: Hast du eine Sanitätsausbildung? Ja, die habe ich. Sagt er: Komm, treffen wir uns morgen, wirst du eingewiesen. Ich sah mich schon mit einer BMW durch Leipzig fahren. Als er dann das Schiebetor aufmachte, stand da eine zusammengebastelte MZ aus der DDR, mit Blaulicht dran und schmalen Reifen. Ich fahre damit meine erste Schicht und sage: So eine komische Karre habe ich noch nie gefahren. Danach hatte ich einen Notfalleinsatz, da hätte es mich beinahe geschmissen. Dieses Tatütata gibt es ja elektronisch oder mit Kompressor, das nennt man dann Martinshorn. Der zieht richtig Luft, und in dem Moment, wo ich es anschalte, zieht das Motorrad nach links, und ich hätte beinahe einen Unfall gebaut.

In Altona habe ich mich mit Jörg Theel angefreundet, der jetzt unser Kreisgeschäftsführer ist. Er hatte sein Motorrad mit in die Bereitschaft gebracht, eine alte Kawasaki, so als Kradmelder. Später wurde eine BMW angeschafft. Die wurde aber nie richtig bewegt, nur ab und zu von ihm. Da sage ich: Ich habe auch einen Motorradführerschein, dann fahren wir halt beide ein bisschen damit. Als noch jemand dazukam, haben sie eine zweite Maschine gekauft, eine ganz alte Schabracke, ein umlackiertes Polizeimotorrad. Später wurde das immer mehr.

Das hatte auch einen taktischen Wert, die Motorradgruppe findet allgemeine Akzeptanz. Das hat ja was, wenn wir etwa eine Sportveranstaltung in der Stadt haben. Die Läufer- und die Fahrradstrecke sind abgegrenzt, da kommt kein Rettungswagen durch. Aber ein Motorrad kann als Sanitätsstreife mitfahren. Oder beim letzten Hafengeburtstag. Das sogenannte Portugiesenviertel ist zum Hafen hin mit Betonpollern abgegrenzt; man kann nur von hinten reinfahren. Für Notfälle war ursprünglich der Plan, dass da die ganze Zeit ein Gabelstapler patrouillieren und bei Bedarf diese Poller zur Seite schaffen sollte. Aber der hätte über fast zwei Kilometer patrouillieren müssen. Der Betroffene wäre tot, bis der Rettungswagen da reinkommt. Taktischer wären Motorräder, die können